Wer hat mehr Humor?

Dass die Amerikaner mehr Sinn für Humor haben als die Engländer, hat ein japanischer Psychologe Dr. Tomio Motose durch ein wunderliches Experiment zu zeigen gesucht. Er führte seinen Versuch in Cleveland und in London aus, aber beide Male mit sehr verschiedenem Ergebnis.

Der Japaner ging in gemütlicher Haltung durch die belebten Strassen, hielt die Vorübergehenden an und gab ihnen den guten Rat, gerade zu gehen. Er tat dies mit folgenden Worten: „Verzeihen Sie, mein Herr, aber ich möchte Ihnen anraten, etwas gerader zu gehen und ihre Schultern mehr zurückzunehmen." Die Reaktion des Betreffenden schrieb sich dann der Gelehrte sofort in sein Notizbuch auf. Das Ergebnis dieser Untersuchungen war in Cleveland im Staate Ohio folgendes: 318 fluchten, 220 lächelten und gingen dann weiter, 156 machten ein erstauntes Gesicht und sagten gar nichts, 87 erklärten, dass sie gerade gingen und des Rates nicht bedürften, 47 bedankten sich ironisch, 25 machten Gebärden, die andeuten sollten, dass sie der Ansicht wären, etwas im Kopfe des Dr. Motose sei nicht richtig, 23 machten unwirsche Bemerkungen, 10 bedankten sich allen Ernstes und in höflicher Weise, 9 erwiderten, sie könnten nicht gerader gehen, da sie schon alt seien. Die übrigen schenkten der Anrede keine Beachtung. Von den 318 Fluchenden ergingen sich 36 in längeren Beschimpfungen, 150 äusserten sich in gutmütiger, wenn auch derber Weise, 50 meinten, er solle sich zum Teufel scheren, und 2 erklärten ihn für verrückt.

Aber als der Japaner seinen Versuch in London wiederholte, da musste er bald davon abstehen, denn die Leute waren nicht so geduldig, sondern gingen zu Tätlichkeiten über, so dass der Gelehrte bei der Fortsetzung seiner Arbeit schwere Körperverletzungen fürchten musste. Er ist daher der Ansicht, dass die Amerikaner liebenswürdigere und freundlichere Leute sind als die Engländer und dass sie einen besseren Sinn für Humor haben.

Reklame auf lateinisch

Unter der faschistischen Regierung sucht man in Italien die Reklameankündigungen und Ladenanschläge in fremden Sprachen zu unterdrücken. Das hat nun die überraschende Folge gehabt, dass die Ladenbesitzer und Kaufleute sich auf lateinisch an die ausländischen Kunden wenden. Viele Besucher der ewigen Stadt sind ja Geistliche, denen das Lateinische geläufig ist, und so ist es sogar einfacher und sparsamer, in dieser Sprache ihnen sich zu empfehlen als in Englisch, Französisch und Deutsch, wie das früher der Fall war. Ein Friseur in der Nähe Fontana de Trevi nennt sich daher auf seinem Ladenschild „Comae barbaeque tonsor". Ein anderer Figaro, der auch seine Leistungen in der Maniküre hervorheben will, umschreibt dies mit der klassischen Wendung: „Magister hic manibus curandis". Und so kann man überhaupt in den Reklamen jetzt öfters auf lateinische Wendungen stossen, die von den Faschisten nicht beanstandet werden, da sie in der Sprache der alten Römer gehalten sind.

Es gibt in Rom zwei kleine Zeitungen, die in lateinischer Sprache verfasst sind und sich hauptsächlich mit kirchlichen Angelegenheiten beschäftigen. Die Anzeigen der Hotels sind hier ebenfalls im Stil Virgils gehalten. Der frühere Besitzer der berühmten Gastwirtschaft „Castello dei Cesari" auf dem Aventin war der erste, der diese klassische Form der Reklame anwandte. Er nannte sein Lokal „Taberna ad Casturm Caesarum", liess römische Inschriften an den Wänden anbringen und empfahl sogar auf der Speisekarte die verschiedenen Leckerbissen in klassischem Latein. **B.**

AM RUNDFUNK

Rundfunk und Geistesarbeiter — Offizielle Vortragsreihen — Gastspiel Berliner Bühnen
Die abgesagte „Geschichte vom Franz-Biber-Kopf" — „Was sie noch nicht kennen"

In der Reihe offizieller Aeusserungen des Rundfunks über sich selbst, die seit Eröffnung der letzten Funkausstellung begonnen haben, sprach Ministerialrat Thurn über die Stellung der Geistesarbeiter zum Rundfunk. Statistische Erhebungen können hier kein zutreffendes Bild geben; es kommt auch nicht so sehr auf zahlenmässige Feststellungen an als vielmehr auf den Willen aller geistig Interessierten zur Mitarbeit. Manche Gründe scheinen hier noch Ablehnung zu verursachen; sie zu beseitigen, war mit eine Aufgabe dieses Vortrages, der unter Hinweis auf Toscanini und Shaw zeigte, wie aus einem Saulus ein Paulus werden kann.

Es wäre dem Vortragenden zu wünschen, dass sein Appell eine Antwort aus dem weiten Lager fände, an das er gerichtet war, damit sich der noch immer enge Kreis nach einer neuen Seite hin öffnet.

*

Die eigene Stellungnahme des Rundfunks zu seinen Problemen, sofern sie allgemeinen Charakter tragen, ist eine notwendige Ergänzung zum eigentlichen Programm. Es fehlte bisher an diesem Bindeglied zwischen Sendeleitung und Hörerschaft. Die von Dr. Flesch eingeführte Vorschau auf das Wochenprogamm, die inzwischen auch anderwärts eingeführt ist, war der erste Anfang zu solchen Mitteilungen. Die neue Reihe geht über das Inhaltliche hinweg und berührt grössere Gedanken.

Es ist selbstverständlich, dass ein Instrument wie der Rundfunk sich dann und wann über seine Ziele äussern muss; nicht nur in Bemerkungen zum Wochenprogramm, sondern in allgemeinen Betrachtungen über seine Arbeitsgebiete und seine Absichten. Denn nur so kann die Oeffentlichkeit über das Wesen der Einrichtung zum Nachdenken angeregt werden, die sich sonst nur in einer fast unübersehbaren, scheinbar ungeordneten Fülle von Darbietungen unterschiedlichen Charakters äussert.

*

Mit dem Beginn der Theaterspielzeit sind auch die Gastspiele Berliner Bühnen vor dem Mikrophon im Programm des Rundfunks erschienen. Wir wissen aus dem letzten Jahre, welche intensive Wirkung von diesen in sich geschlossenen, fest studierten Aufführungen ausgeht und konnten es an Hauptmanns „Webern" in der Darstellung der Volksbühne jetzt wieder erleben.

Wenn für ein Hörspiel zwei, bestenfalls drei Proben angesetzt werden, wenn dabei noch damit gerechnet werden muss, dass der eine oder andere Schauspieler womöglich auch noch einmal fehlt, dann kann man sich vorstellen, wie unsicher eine Hörspielaufführung sein muss, wie wenig intensiv die einzelnen Szenen ausgearbeitet werden können. Dass immer wieder auch gute Aufführungen zustande kommen, verdient dann eigentlich besondere Anerkennung. Aber auch diese Aufführungen erreichen niemals die Höhe der im Rampenlicht erprobten.

*

Alfred Döblins Hörspiel „Die Geschichte von Franz Biberkopf", ein Ausschnitt aus dem Roman „Alexanderplatz" wurde in letzter Minute mit der Begründung abgesagt, dass beabsichtigt sei, das Spiel erst auf Schallplatten aufzunehmen, um allen Zufälligkeiten eines Spiels am Mikrophon zu entgehen. Dass dieser Einfall erst am Tage der Aufführung gekommen sein soll, muss starkes Befremden erregen und scheint nicht sehr glaubwürdig.

*

Auch die Eröffnung der Konzertsaison spiegelt sich im Rundfunk wieder. Zum ersten Male war am Sonntag das Populäre Konzert aus der Berliner Philharmonie zu hören. Die bewährte Akustik des Raumes gab dem Klang Fülle, Weihe und Glanz.

In der Folge „Was Sie noch nicht kennen", die sehr geschickt zusammengestellt ist und sicher grosse Beachtung verdient, kamen Haydn, Mozart, Beethoven, Hindemith und Wagner zu Wort. Besonders gut wirkte Haydns Bläserdivertimento, pompösnichtssagend Wagners Festmarsch zur amerikanischen Unabhängigkeitsfeier. Die kleinen historischen Zwischenbemerkungen, die den einzelnen Programmnummern vorangeschickt werden, sind eine richtig erkannte, notwendige Ergänzung und bringen im allgemeinen auch alles Wesentliche. Im Falle Wagner hätte man aber wohl noch bemerken dürfen, dass der Komponist selbst nicht viel von diesem bestellten Werk hielt und die als Honorar erhaltenen 3000 Dollars als das einzige Wertvolle an der ganzen Arbeit betrachtete. **Lothar Band.**

BERLINER
Volks-Zeitung
Freitag, 3. Oktober 1930

Das Schiff der Abenteuer

20. Fortsetzung

Roman von Felix Hollaender

Copyright by S. Fischer, Berlin 1929

„Kann man sich vorstellen, dass von Menschenhänden diese Steinmauern herangewälzt, geformt und aufeinandergetürmt wurden — und das zu einer Zeit, da Europa noch im tiefsten Schlafe lag?" sagte der Lehrer.

Niemand antwortete ihm. Man war verstummt unter der Wucht der Eindrücke. Erst, als man wieder bis zur Grenze von Fruchtland und Wüste vorgedrungen war und Menschen begegnete, die hager und aufrecht neben ihren Schafen, Büffeln und Kamelen schritten, erwachte man aus seiner Dumpfheit.

„Sie gehen nicht — sie schreiten", sagte Toni in andächtigem Entzücken.

„Ja", antwortete Dr. Sterzel, „Sie sind mit dem Sande verwachsen, weil sie sich ihre Demut und ihr Herrengefühl gewahrt haben — und weil sie stolz sind auf den kargen Streifen Fruchtland, den sie dem gelben Sandmeer abgerungen haben."

XX.

Miss Bottchen fühlte sich, als man wieder an Bord kam, nicht gerade zum besten. Der Schrecken lag ihr noch in den Gliedern. Und wenn sie sich im Spiegel betrachtete, entsetzte sie sich vor ihrem verfallenen Aussehen. Ihr Gesicht hatte eine krankhafte Blässe — ihre Augen waren eingesunken — ihr Hals starrte ihr mager, dünn und eingefallen entgegen.

Die meisten Pasagiere schliefen noch, als sie sich in den Damenfrisiersalon begab. Ausser dem Gehilfen, einem nicht mehr jungen Menschen, befand sich keine Seele in dem engen Raum.

„Können Sie mir das Haar mit Eau de Quinine waschen und ondulieren?"

„Bitte, nur Platz zu nehmen, meine Gnädige! Wird alles aufs beste besorgt."

Sie blickte flüchtig auf und sah in ein kleines, spitzes Vogelgesicht mit traurigen, erloschenen Augen.

„Sollte man die Haare nicht wieder einmal färben, Gnädigste? Es würde Ihnen besser stehen — sind etwas brüchig geworden — der Glanz ist dahin!"

„Finden Sie, dass ich sehr elend aussehe?"

„Ein bisschen angegriffen — ein bisschen blass, Miss Bottchen! Wir haben eine flüssige, französische Schminke und einen Puder auf Lager, die fabelhaft wirken . . . Die Gräfin Plessen hat zwei Flaschen bereits verbraucht. Behagt Ihnen das Eau de Quinine, meine Gnädige? Falls meine Hände Ihre Kopfhaut zu schwer berühren — bitte es nur zu sagen! Kopfmassage darf nur individuell ausgeführt werden — in den Fingerspitzen muss man es haben, wie jede Frau behandelt sein will. Es gibt Damen an Bord", fügte er hinzu, „die sich nur von mir und nicht von dem Chef behandeln lassen — ich übertreibe nicht, Miss Bottchen!"

„Ihre Hände tun mir tatsächlich gut! Kommen Sie eigentlich auf Ihre Kosten — lohnt sich wenigstens Ihre Tätigkeit an Bord?"

Ueber das traurige Gesicht des Gehilfen glitt ein Schatten.

„Sie ahnen gar nicht, wie kleinlich die meisten Gäste sind. Sous discrétion! Neulich hat mir die Gräfin Plessen nach einstündiger Behandlung ein Trinkgeld von 30 Pfennigen, sage und schreibe dreissig Pfennigen, angeboten. Sie sind sehr gütig, Frau Gräfin, habe ich geantwortet — aber auf Trinkgelder sind wir hier nicht angewiesen. Finden Sie das nicht sehr fein ausgedrückt, Miss Bottchen?"

„Mehr als fein! Sind Sie eigentlich verheiratet?"

„Leider, meine Gnädige! Sogar glücklich verheiratet — aber sieht man denn seine Familie — hat man etwas von ihr? Man ist ja ewig auf dem Wasser! Dabei besitze ich einen Jungen, Miss Bottchen, das reine, kleine Genie! Elf Jahre ist er alt — und wie er zeichnet — der wiederauferstandene Raffael! Das Bild müssten Sie sehen — das er vor der Abfahrt aus Hamburg von der „Orinoco" gemacht hat — da fehlt nicht ein Itipfelchen!"

„Lassen Sie ihn doch Maler werden!"

„Ach, Miss Bottchen, wie soll unsereiner dazu kommen! Es reicht kaum zum Notwendigsten! Ich spare mir schon die Groschen vom Munde ab, um ihn auf die hohe Schule zu bringen. Man möchte doch auch, dass ein Kind es einmal besser hat, als man selbst!"

Miss Bottchen sah den Mann eine Zeitlang prüfend an.

„Ich wüsste schon, wie Ihnen zu helfen wäre!"

„Sie wüssten es?"

Der Gehilfe hörte mitten in seiner Arbeit auf — eine stumpfe Röte bedeckte seine Backenknochen.

„Sind Sie ein Mensch, der schweigen und handeln kann?"

„Würden Sie mein Leben kennen, Miss Bottchen — wäre diese Frage überflüssig! Ich befände mich nicht an Bord — hätte meine Familie nicht verlassen, lägen nicht gewisse Handlungen hinter mir, die mich zu absolutem Schweigen verpflichteten."

„Sie sind mit dem Gesetz in Konflikt gekommen?"

„Wenn man es so ausdrücken will, ja."

„Hört uns hier niemand?"

Der Gehilfe schob die Gardine auseinander.

„Nein. Miss Bottchen, wir sind ganz ungestört."

„Hören Sie, mein Lieber!"

Miss Bottchen zog aus ihrer Handtasche eine Karte, die sie ihm dicht unter die Nase hielt.

„Sie sind Mitglied der Polizei!" stammelte er. „Sie werden doch von meinen Andeutungen um Gottes willen keinen Gebrauch machen?"

„Darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort! Kennen Sie Mister Wanner?"